

Robert Lorenz/Matthias Micus

Von Beruf: Politiker

Bestandsaufnahme eines
ungeliebten Stands



HERDER

Robert Lorenz, Matthias Micus

Von Beruf: Politiker

Bestandsaufnahme
eines ungeliebten Stands



Impressum

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2013

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © Stefan Körber - Fotolia.com

ISBN (E-Book) 978-3-451-34574-6

ISBN (Buch) 978-3-451-06599-6

Inhalt

Einleitung: Die Tradition der Politikerschelte

Dramatik der aktuellen Vertrauenskrise

Was müssen Politiker können?

Warum dieses Buch?

1 Die Ungnade der späten Geburt oder: Schicksalslosigkeit als Manko

War früher alles besser?

Krisen und Prägungen

Schicksal und Wirkung

Fehlende Berufserfahrung?

Schattenseiten der Schicksalspolitiker

Das Schmidt-Phänomen

2 Vorzüge einer unbeliebten Figur

Mythos Quereinsteiger

Scheitern der offensiven Intelligenz

Die Blitzkarrieristen: Vom schnellen Aufstieg
zum abrupten Fall?

Der Abschied von den Machtgenies

3 Aufstieg des Karrierepolitikers

Politik als Job – der Karrierepolitiker

Vom Rathaus in die Staatskanzlei – Stephan Weil

als Prototyp des Oberbürgermeister-Politikers

Streit als Essenz der Politik

Bedeutungsgewinn und Funktionsverlust:

Die Jugendorganisationen

Der Sinn von Niederlagen und Konflikten

Brüchige Erfolge: Risiken und Nebenwirkungen

des schnellen Aufstiegs

Karrierepolitiker par excellence?

Die „Boygroup“ in der FDP

Teflon-Typen statt Unikate

Vielfalt der Karrierewege

4 Fordern und gefördert werden:

Die Karrierepolitiker und ihre Parteien

Entbehrliche Hausmächte

Schubweiser Generationswechsel

Die Sirenenklänge des Rufes nach Direktdemokratie

Mentorenprogramme und Akademiekurse:

Seismografen für die Krise der Parteien

Der Funktionär als Inbegriff des Grauen(s)

Politik als Beruf statt Berufung

5 Ideologen des Pragmatismus

Von Feuerköpfen, Funkentänzen, Brandreden:
Der Ruf nach dem Charismatiker
Ausbleibende Sinnstiftung und ängstliches Zaudern
Demoskopiegläubigkeit und der Mangel an Projekten
Lauter Dilettanten?
Probleme durch Pragmatismus
Verantwortungsgefühl und Augenmaß
statt Leidenschaft

6 Politik in der Mediengesellschaft

Der erste Medienvirtuose der Republik
Die Tücken der Mediengesellschaft
Abkehr von der Talkshowpolitik
Wie die Medien die Politik veränderten

7 Die Politikverflechtungsfälle

Als der Kapitalismus nicht mehr rheinisch war
Beschleunigte Politik und leere Kassen
Wandlungen und Kontinuitäten

Die Kunst des Politischen: Fazit und Ausblick

Dank

Literaturverzeichnis

Einleitung: Die Tradition der Politikerschelte

Es unterhalten sich zwei Männer. Sie kommen aus verschiedenen Ländern und kennen sich erst seit Kurzem, reden aber dennoch nicht zum ersten Mal miteinander. Ihr Gespräch kreist um die Politik – und an ihren Akteuren, den Politikern, lassen sie kein gutes Haar. „Du hast“, sagt der eine zum anderen, „mir klar auseinandergesetzt, dass Dummheit, Faulheit und Laster diejenigen Eigenschaften sind, die ein Gesetzgeber besitzen muss, und dass die Gesetze am besten von denen ausgelegt und gehandhabt werden, die ein Interesse daran haben und geschickt genug sind, sie zu verdrehen, zu verwirren und zu umgehen.“ Dann fährt er fort: „Ich erkenne bei euch die Spuren einer Verfassung, die im Anfang erträglich gewesen sein mag, die aber diese Anfänge längst hinter sich gelassen und ihre Wirksamkeit durch Korruption verloren hat.“ Außerdem gehe aus dem, was sein Diskussionspartner gesagt habe, hervor, „dass man bei euch keinerlei Ausbildung benötigt, um eine Staatsstellung zu bekleiden“. Die Priester würden in dem Heimatland des anderen nicht wegen ihrer Frömmigkeit berufen, die Richter nicht wegen ihrer

Unbestechlichkeit ernannt und die Parlamentsmitglieder nicht wegen ihrer Gesinnung ausgesucht.

Im Prinzip sind sich beide Männer einig: Dummheit und Faulheit zeichnen die politische Klasse aus, Selbstbereicherung und Korruption, ferner ein genereller Mangel an Kompetenz und Sachkenntnis. Doch die Worte, die so zeitgemäß anmuten, sind lange verklungen. Die Unterhaltung fand nicht etwa ebengerade oder doch erst vor ein paar Jahren, am Ende des 20. oder zu Beginn des 21. Jahrhunderts statt. Sie hat so überhaupt nicht stattgefunden, da sie von einem Literaten erdacht wurde. Doch Jonathan Swift ließ die betreffenden, uns so vertrauten Worte seinen König von Brodningnag – jenem fiktiven Reich der Riesen, in das es den Romanhelden Gulliver auf seinen Reisen verschlägt – bereits im Jahr 1727, mithin vor beinahe 300 Jahren sagen. Das war eine Zeit, in der nicht nur die bundesrepublikanische Parteiendemokratie noch eine ferne Zukunftsmusik war, sondern die auch der Gründungsepoche der deutschen Parteien lange vorausging, obwohl die SPD als älteste Partei mit exakt 150 Jahren auch nicht mehr besonders jung ist.

Swifts Politikerschelte war im Übrigen keineswegs die erste ihrer Art. Bereits vor rund 2.500 Jahren war Platon der Meinung, dass von den politisch Mächtigen keiner seinem ebenso berühmten wie voraussetzungsreichen

Kompetenzprofil des „Philosophenkönigs“ genüge. Die Politiker seiner Zeit hielt er weitgehend für inkompetent. Er kritisierte ihre Privilegien und die Arroganz der Macht und bemängelte, dass die politisch Handelnden allzu oft jegliche philosophische Begabung entbehrten. Und um die Aufzählung von Beispielen historischer Politikerkritik abzuschließen, aber ebenfalls, um zu zeigen, dass sich mindestens seit etwa 1700 jedes Jahrhundert mit ganz ähnlichen Argumenten über seine Regierenden mokierte, soll an dieser Stelle noch auf die Bilderserie „Physiognomie de l’Assemblée“ von Honoré Daumier verwiesen werden. Entstanden zwischen 1848 und 1852, porträtiert dieser Zyklus die Abgeordneten als hässliche Gestalten mit überdimensionierten Nasen, wirrem Haar und gierig vorgestrecktem Kinn. „Sie sind“, interpretierte Willibald Sauerländer die Lithographien Daumiers in der *Süddeutschen Zeitung*, „eine grässliche Spezies, welcher der Spott der zuschauenden Öffentlichkeit ins Gesicht fährt.“

Die willkürlich ausgewählten, beliebig erweiterbaren Verweise zeugen von einer langen Tradition von Wut und Zorn auf die politisch Herrschenden. Und so überrascht es nicht, dass sich die politischen Amtspersonen der öffentlichen Meinung zufolge aktuell abermals durch sachliche Unkenntnis auszeichnen. Die politischen Eliten, heißt es, verharmlosen die Probleme oder sehen sie erst

gar nicht. Sie inszenieren sich namentlich in Wahlkämpfen als Experten, die sie nicht sind, kaschieren ihre dürftigen Leistungen durch großmäulige Auftritte sowie unverfrorene Lügen und betreiben, selbstsüchtig auf ihr eigenes Wohl bedacht, eine dreiste Privilegienwirtschaft. Wenn es um die Durchsetzung ihrer Vorstellungen und Ziele geht, verwandeln sie sich ohne zu zögern kühl kalkulierend in Populisten. Und überhaupt: Statt an Inhalten oder Sachfragen sind sie einzig daran interessiert, im Rampenlicht der Medien zu stehen. Darin zeigt sich eine Oberflächlichkeit, die ihre tiefere Logik in den fragwürdigen Ausleseprozessen der Parteien findet, welche weniger Originalität, Klugheit und Ideenreichtum als vielmehr opportunistische Anpassungsbereitschaft, kaltschnäuzige Durchsetzungsfähigkeit und hemmungsloses Machtstreben goutieren.

Dramatik der aktuellen Vertrauenskrise

Dennoch darf der historische Vergleich nicht dazu verführen, die Situation heute zu verharmlosen. Das politische Interesse ist im 21. Jahrhundert auf einen historischen Tiefpunkt herabgesunken. Im Jahr 2010 stufte sich der großangelegten deutschen (von einem britisch-niederländischen Mineralölkonzern finanzierten) Shell-

Jugendstudie zufolge bloß noch ein Drittel der 13- bis 25-Jährigen als politisch ein. In den 1970er-Jahren dagegen behauptete dies von sich noch ein genau doppelt so hoher Anteil, also zwei Drittel der Jugendlichen. Laut einer Umfrage des Magazins *Reader's Digest* vertrauen in Deutschland nur noch neun Prozent der Befragten den Politikern im Allgemeinen. Nur 17 Prozent der Deutschen halten einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach zufolge Politiker für kompetent, sogar nur drei Prozent meinen, sie handelten selbstlos. Trotz aller erforderlichen Relativierungen kann allem Anschein nach durchaus zurecht auch von einer Verschärfung der Vertrauenskrise zwischen „den“ Bürgern und „ihren“ Politikern gesprochen werden. Während zum Beispiel Anfang der 1990er-Jahre immerhin 42 Prozent der Deutschen überzeugt waren, dass sich Abgeordnete primär an den Interessen der Bevölkerung orientieren, schmolz dieser Anteil bis heute auf 15 Prozent zusammen.

Dies sind jedoch nicht nur Probleme, die auf der Wahrnehmungsebene zu finden sind, sondern sie lassen sich gleichfalls an ganz konkreten Tatsachen festmachen. Die amtierende politische Klasse ist von ihrer sozialen Struktur her immer eindimensionaler. So hat sich etwa der Anteil der Mitglieder des Bundestages mit Hochschulbildung von rund 44 Prozent im ersten Deutschen Bundestag (1949–1953) auf 86,7 Prozent in der

15. Legislaturperiode (2002–2005) verdoppelt. Während in den 1990er-Jahren durchschnittlich rund zwei Drittel der Bundestagsmitglieder einen akademischen Abschluss besaßen, gilt dies bei den heutigen deutschen Spitzenpolitikern für 93 Prozent, wovon 30 Prozent sogar einen Dokortitel führen.

Gleichwohl ist die Politikverdrossenheit nicht allein auf das Fehlverhalten oder den Zuschnitt der politischen Delegationseliten zurückzuführen. Hinzu kommt die Erosion ihrer Machtgrundlagen und Führungsfundamente durch gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Dem Politologen Emanuel Richter zufolge basiert die Macht des Staatsmannes – erstens – auf der glaubwürdigen und öffentlichkeitswirksamen Demonstration seiner Herrschaftsqualifikation. Sie fußt außerdem – zweitens – auf der taktisch versierten Berücksichtigung des diffusen Volkswillens. Nur werden solche Fundamente in einer Epoche der fortschreitenden gesellschaftlichen Pluralisierung und der schrumpfenden materiellen Verteilungsspielräume immer stärker unterhöhlt. Zudem erwächst durch den Verlust der alten Milieus und die Erosion der traditionellen, selbstverständlichen Parteibindungen das Vertrauen in die Politik nicht mehr quasi wie von selbst.

Was müssen Politiker können?

In dieser Situation verschärft zuletzt auch die unrealistische Erwartungshaltung breiter Teile der Bevölkerung das Dilemma der Politeliten. Politische Kompetenz, um noch einmal Emanuel Richter zu zitieren, ist zugleich Laientum und Professionalität, generalistisches Urteilsvermögen und spezialistische Expertise einiger weniger, *common sense* des Volkes und Fachwissen der Führungsfiguren, Beratung in der breiten Öffentlichkeit und Entscheiden in einschlägigen Gremien. Wobei darauf hingewiesen werden muss, dass Richter diese Aufzählung mit der Forderung verbindet, die breite Bevölkerung stärker an den politischen Entscheidungen zu beteiligen, also die Kompetenzen als das Resultat des gewünschten Zusammenspiels zweier Akteursgruppen, der Berufspolitiker und der Laienbevölkerung, versteht.

Hiermit stellt sich dann die Frage, was Politiker eigentlich können müssen. Der Politikwissenschaftler Elmar Wiesendahl vertritt in seinen Schriften die Ansicht, Politiker müssten zunächst einmal an der Herstellung gesamtgesellschaftlich verbindlicher Entscheidungen mitwirken können. Sie sollten außerdem über ein Mindestmaß an Fachkompetenz und Fachkenntnis verfügen, die sie als Orientierungs- und Hintergrundwissen in politische Aushandlungen einbringen. Eine wichtige

Eigenschaft wäre daneben die Fähigkeit, unterschiedliche, auch konträre Positionen und Einzelaspekte zu einer Synthese zusammenzufügen – unerlässlich gerade in Bundesstaaten wie der Bundesrepublik. Des Weiteren ein geschicktes Händchen zur Einbindung der verschiedenen politischen Akteure und Ebenen, das versierte Knüpfen von Unterstützernetzwerken, sprich: eine virtuose Beherrschung der Instrumente zur Organisation von Mehrheiten. Auf das Spiel mit den Medien müsse sich ein begabter Politiker ebenso verstehen, wie er ein Gespür für den zyklisch aufflammenden Bedarf der Basis nach Sinnstiftung und symbolischer Führung benötige.

Politische Führung ähnelt insofern beinahe der Quadratur des Kreises. Politiker müssen sich gleich ein ganzes Bündel verschiedenster, miteinander bisweilen auch kollidierender Fertigkeiten aneignen. Sie brauchen Entscheidungskompetenz, müssen Probleme und Lösungswege rasch erfassen können. Notwendig sind hierzu ein feines Gespür für das richtige Timing, Selbstvertrauen, Entschlussfreude. Andererseits erfordert die Verhandlungsdemokratie der Bundesrepublik ganz elementar auch Kooperationswillen, dessen Grundlagen Fairness, Verlässlichkeit und Geduld sind. Und zu alledem müssen Politiker auch noch gesellig und kontaktfreudig im Umgang mit dem Wahlvolk, selbstinszenierungsbegabt

gegenüber den Medien und allgemein ehrlich, anständig und vorbildhaft sein.

Von den Politikern wird erwartet, dass sie Alleskönner sind – und die Politikerverdrossenheit liefert Indizien für den Verdacht, die Gegenwartsgesellschaft kennzeichne eine „Ziellosigkeit des Missvergnügens“. Wie sich unsere politischen Repräsentanten auch verhalten, die Kritik ist ihnen sicher. Denn gefordert werden sich wechselseitig ausschließende Fähigkeitskombinationen. Politiker sollen entscheidungsfreudig vorgehen und bei jeder Petitesse zunächst die Meinung der Bevölkerung einholen. Sie sollen detailkundige Experten und zugleich umfassend sprachfähige Generalisten sein. Zum Forderungskatalog der Wahlbevölkerung gehört auch, dass sie sich vorbildlich verhalten, aber nicht abgehoben erscheinen; dass sie gewieftete Vertreter der spezifischen Interessen des Einzelnen und überparteiliche Vertreter des Gemeinwohls sind; harte Wahlkämpfer und sensible Zuhörer; berechenbar und originell; prinzipientreu und nur dem eigenen Gewissen verpflichtet.

Die verbreiteten (Vor-)Urteile über die Defizite der politischen Eliten sind daher nicht selten irreführend. Der Eindruck einer fortgeschrittenen Selbstabschottung der Politiker zum Beispiel reibt sich mit dem ausgedehnten zeitlichen Umfang der Wahlkreisarbeit im politischen Alltag. Noch pointierter: Gerade die Vielfalt – und nicht

etwa die Seltenheit – der Basisaktivitäten heutiger Politiker stellt womöglich ein Problem dar. Die bekannte amerikanische Historikerin Barbara Tuchman hat bereits vor etlichen Jahren am Beispiel des einstigen US-Außenministers Henry Kissinger festgestellt, dass ihm das unerbittlich harte Arbeitspensum und die gnadenlose Terminhatz, die er zu bewältigen hatte, keine Zeit zur Betrachtung eines Problems von allen Seiten und eines politischen Kurses in all seinen Konsequenzen ließen. Wenn heute also ein Mangel an Intellektualität, Kreativität und Originalität beklagt wird, dann nicht zuletzt deshalb, weil Politiker ständig in Bewegung sein, Gespräche führen und Reisen unternehmen müssen.

Warum dieses Buch?

Angesichts der Angemessenheit einerseits wie auch der Irrungen der gravierenden Politikerverdrossenheit andererseits im noch relativ jungen 21. Jahrhundert war es für uns von großem Interesse, uns durch eine Bestandsaufnahme der politischen Klasse ein möglichst realistisches Bild derselben machen zu können. Dazu haben wir an konkreten Fällen das Kompetenz-, Eigenschafts- und Einstellungsprofil der aktuellen Politikentscheider untersucht. Einer der Gründerväter der deutschen

Politikwissenschaft, Theodor Eschenburg, war überzeugt: „Auf die Persönlichkeit kommt es an!“ Darauf bezugnehmend ergab sich für uns die Entscheidung, in diesem Buch stark mit dem Instrument des Porträts zu arbeiten – wobei wir gleichzeitig die larmoyante Behauptung, früher sei alles besser gewesen, infrage stellen oder jedenfalls überprüfen wollen.

Vielfach ist es ja so, dass die Eigentümlichkeit der heutigen Politiker darin gesehen wird, dass sie einzig durch den politischen Betrieb, durch die Sozialisation in Parteien und Parlamenten geformt worden seien; dass sie charakterlich nicht mehr durch Schicksalserfahrungen gezeichnet und gefestigt wären und ihre außerpolitischen Kenntnisse und Prägungen durch Berufe jenseits des Einflussbereiches der professionellen Politik immer mehr schwinden würden. Infolgedessen ließen sie sich eher lenken als dass sie führen würden: von Moden der öffentlichen Meinung, von innerparteilichen Mehrheiten, von lautstark vertretenen Interessen und dergleichen mehr. Wir sind also den Fragen nachgegangen: Stimmt es, dass die aktuellen Spitzenpolitiker kaum mehr über Erfahrungen, Prägungen und Kenntnisse jenseits der Parteien und des Berufspolitikertums verfügen? Sind sie daher in ihren Persönlichkeiten immer uninteressanter, unattraktiver, einander parteiübergreifend ähnlicher geworden? Und besaßen tatsächlich die älteren

Politikerkohorten noch jene Substanz, an der es heute flächendeckend zu mangeln scheint?

Eben die in der letzten Frage angedeutete Spiegelung der aktuellen politischen Eliten an älteren Politikergenerationen bietet sich dabei aus dem Grund eines politischen Generationswechsels an. In den 1960er-Jahren lösten die Angehörigen der „45er“ flächendeckend die noch in Weimar sozialisierten sogenannten Gründerväter der Bundesrepublik ab. In den 1980er- und 1990er-Jahren gelangten zunächst die sozialdemokratischen „Enkel“ Willy Brandts und danach in der CDU die „Jungen Wilden“ an die Schalthebel der Politikmacht. Und in den letzten Jahren mehren sich die Anzeichen, dass neue, seit den 1960er-Jahren geborene Politikerkohorten ihren Durchbruch schaffen und sich „Enkel“ und „Junge Wilde“ kollektiv in den politischen Ruhestand verabschieden – wie ebenfalls langjährige Liberalen-Politiker ausscheiden und die Ablösung der politisch besonders langlebigen Gründergeneration der Grünen naht. Markant jedenfalls ist das aktuell geringe Durchschnittsalter vieler Bundesvorstände, das durch die Klagen über die voranschreitende Alterung der etablierten Parteien in der Regel verdeckt wird. Umso wichtiger ist eine Untersuchung der politischen Eliten von heute: ihrer Karrierewege, ihres Politikverständnisses, ihres Verhältnisses zu den Parteien wie auch ihrer

Selbstdarstellung in den Medien - und nicht zuletzt auch ihrer Unterschiede zu den Herolden der abgetretenen Politikergenerationen.

1 Die Ungnade der späten Geburt oder: Schicksalslosigkeit als Manko

„Früher war alles besser.“ Frei nach diesem Motto lässt sich eine weitverbreitete Annahme beschreiben, wonach die heutigen Politiker nicht mehr das Format der früheren besäßen. Man hat dann die Schwarz-Weiß-Bilder vor Augen, auf denen Ludwig Erhards Zigarre dampft, Konrad Adenauer seiner Limousine entsteigt oder Willy Brandt im Bundestag am Rednerpult steht. Diese Reihe ließe sich vermutlich schier endlos fortsetzen – doch von der gegenwärtigen Politikelite lässt sich das nicht behaupten. Auch finden sich nur noch selten einprägsame Karikaturen, wie es sie etwa zu Helmut Schmidt, Franz Josef Strauß oder Helmut Kohl zuhauf gab, oder kommerziell vertriebene Bücher mit Politikerzitat. Der Unterhaltungswert der aktuellen Politcharaktere scheint beträchtlich nachgelassen zu haben. Der einzige Politiker, dessen Name eine Bestsellergarantie ist – Helmut Schmidt –, entstammt daher wenig überraschend nicht der gegenwärtigen Politikelite.

War früher alles besser?

Sitzt man aber nicht an dieser Stelle einem Trugschluss auf, einem verzerrten Blick auf die Vergangenheit aus der wachsenden Distanz der Gegenwart? Diese Frage ist nicht ohne Bedeutung, denn zumeist verbindet sich mit der Erinnerung an die verblichene Machtelite auch der Glaube, es habe sich insgesamt um das bessere Politikpersonal gehandelt. Besser in mehrfacher Hinsicht: erfahrener, bevölkerungsnäher, unbestechlicher, aufrichtiger, prinzipienfester, auch fleißiger und sachverständiger. Aber stimmt das wirklich? Wer also regiert(e) uns?

Zunächst ist der wehmütige Abgleich der Politikerriege vergangener Zeiten mit dem politischen Personal der Gegenwart eine regelmäßige Begleiterscheinung des deutschen Politikbetriebs. Vergleichbare Klagen ließen sich auch immer wieder in den 1960er-, 70er- und 80er-Jahren vernehmen. Inzwischen legendäre Figuren wie Willy Brandt, Walter Scheel oder Helmut Kohl, auf die sich die heutige Nostalgie vielfach bezieht, boten in den 1970er-Jahren manchen Anlass, sich an vermeintlich ehrwürdigeren, charakterfestere und insgesamt großformatigere Politikstars der 1950er-Jahre zu erinnern.

So schrieb etwa der *Spiegel*-Journalist Jürgen Leinemann 1979 über Carlo Schmid, einen der Gründungsväter der Bundesrepublik, ihn umgebe „jenes clevere, berechnende, agile Manager-Bonn“. Und 1984 wandte der Geschichtsschreiber Christian Graf von Krockow in der *Zeit*

seinen Blick zurück in die Ära Adenauer und fragte sich, wo sie denn nur alle hin seien, die „knorrigen, kantigen Persönlichkeiten, die das Bild der Politik in der schlimmen, guten Nachkriegszeit geprägt haben“, woher stattdessen „dieser polierte, wieselige, wendige, geölte, salbadrige Typus, der inzwischen und offenbar immer mehr das Feld beherrscht“, gekommen sei. Auch feixten einmal ein Altkanzler und ein Altbundespräsident über die dringliche Notwendigkeit einer Präsidialdemokratie, weil ihre Nachfolger ja nicht mehr regieren würden. Dieser Scherz ging allerdings nicht etwa auf Kosten von Gerhard Schröder oder Angela Merkel – nein, es waren Willy Brandt und Walter Scheel, die sich über Helmut Schmidts Regierung belustigten.

Dass die Vergangenheitsverklärung ebenso wie die bereits geschilderte Politikerkritik ein ganz typischer, stets wiederkehrender Effekt ist und insbesondere die Gründergeneration eines erfolgreichen Systems wie dem der Bundesrepublik als Kontrastfolie heranzieht, auf dem die gegenwärtige Politelite stets klein und gering erscheint, lässt sich in der Weltgeschichte immer wieder beobachten. Von dem französischen Gelehrten Alexis de Tocqueville ließ sich im 19. Jahrhundert erfahren, dass die damaligen Staatsmänner der Vereinigten Staaten nichts mehr von der Qualität der Gründerväter des späten 18. Jahrhunderts besäßen.

Dennoch lässt sich ein gewisser Wahrheitsgehalt der Gegenwartskritik an der politischen Elite nicht bestreiten. Irgendetwas scheint Angela Merkel, Peer Steinbrück oder Claudia Roth von Konrad Adenauer, Hans-Dietrich Genscher oder Herbert Wehner zu unterscheiden. Zunächst: Folgt man den Zeitungsberichten, so hatten die früheren Politiker tatsächlich mehr zu bieten als die heutigen. Etliche Journalisten der 1960er- und 70er-Jahre ließen sich zu beinahe schwärmerischen Schilderungen der Redekunst eines Kurt Georg Kiesinger, Rainer Barzel oder Franz Josef Strauß hinreißen. Und auch Helmut Schmidts Auftritte im Bundestagsplenum schienen mehr einem Schauspiel als einem pflichtgemäßen Redebeitrag zu gleichen. Seine Rhetorik brachte Schmidt die respektbezeugenden Beinamen „The Lip“, „Le Feldweibel“ oder „Schmidt Schnauze“ ein.

Bleiben wir bei Schmidt: Noch bevor er Kanzler wurde, firmierte er im politischen Bonn als außerordentlich belesener, sachkundiger, wenn nicht gar weiser Politiker, der sich vortrefflich auf das Regierungshandwerk verstand. Und selbst Helmut Kohl, der bereits in einer Phase regierte, als es um den Ruf der Politiker schon nicht mehr ganz so gut bestellt war, galt in den frühen 1970er-Jahren als aufstrebender Reformier, der als Ministerpräsident das provinzielle Rheinland-Pfalz mit einem fortschrittlichen Regierungsprogramm binnen weniger Jahre zu einem

Vorzeigebundesland getrimmt habe. Als Kanzler beschrieben ihn manche Beobachter als überirdische Erscheinung, ein Mann, der nicht geht, sondern schreitet, der nicht winkt, sondern Güte ausstrahlt, der vom Landes- zum Vaterlandsvater gewachsen war.

Oder nehmen wir Richard von Weizsäcker, der nicht erst im Nachhinein, sondern noch während seiner Dienstzeit als Verkörperung des idealen Staatsoberhauptes, als Glücksfall gesehen wurde und in dem viele Wähler wünschenswerte Tugenden zu erkennen glaubten, die den übrigen Politikern zu fehlen schienen – gerade so, als habe sich in ihm die Wunschvorstellung von der „Herrschaft der Besten“ verwirklicht. Nicht zuletzt Franz Josef Strauß: Obwohl er mit seinen Tiraden und Attacken nicht selten über die Stränge schlug, vertraten die Kommentatoren einhellig die Meinung, hier handele es sich um einen extrem robusten, tatkräftigen, leidenschaftlichen und energischen Mann, eine „starke Führernatur“, wie es der *Spiegel* 1980 griffig formulierte.

Es dürfte zumindest schwerfallen, aus dem aktuellen Politikker mehrerer Charaktere herauszupicken, von denen Ähnliches behauptet wird. Insofern lässt sich in der Tat aus der zeitgenössischen Berichterstattung der Eindruck gewinnen, als habe es zu Zeiten der ersten Großen Koalition oder des Deutschen Herbstes erheblich hochklassigere, wenn man so will: „bessere“ Staatslenker

gegeben. Aber stimmt das wirklich? Und wenn ja: Worin liegen die Ursachen dafür? Was ist also dran an der Vermutung, die Frauen und Männer der glühenden Wortgefechte und klugen Entscheidungen seien spätestens in den 1980er-Jahren wie die Dinosaurier ausgestorben?

Andererseits: Auch in den Zeiten der Kanzlerschaften von Adenauer oder Brandt, die als bessere Politikelite empfunden wurden, gab es viele Stimmen, die einen Qualitätsverlust des politischen Personals beklagten. Hinzu kommt, dass Öffentlichkeitsbilder von Politikern starken Schwankungen unterliegen. Das zeigt sich beispielsweise in den frühen 1970er-Jahren an den beiden gegensätzlichen Meinungen über den damaligen Bundesfinanzminister Helmut Schmidt: Zunächst sagt man ihm nach, dass er mit seiner Sturheit die Inflation anheize, wenig später aber gilt derselbe Schmidt als der Politiker, der die Republik als „Eiserner Schatzkanzler“ vor dem Ruin bewahrt habe.

Außerdem sticht Schmidt mit seinen Kenntnissen in wirtschafts- und finanzpolitischen Fragen ohnehin aus der Riege der deutschen Bundeskanzler heraus – weder Adenauer, Kiesinger, Brandt oder Kohl hätten mit seinem ökonomischen Wissen mithalten können. Wissensdefizite in Fachfragen sind unter Spitzenpolitikern allerdings völlig normal. Dahingehend dürften sich heutige von früheren Politikern also keineswegs unterscheiden. Vielmehr kommt es in der Politik darauf an, trotz oftmals widersprüchlichen

Expertenrats innerhalb kurzer Zeit eine Entscheidung treffen zu können – unter Heranziehung des Wissens anderer, ergänzt jedoch durch das eigene Urteilsvermögen. Hier war Schmidt also vielmehr Sachverständiger als Politiker.

Krisen und Prägungen

Was die aktuellen von den vergangenen Politikerkohorten allerdings unterscheidet, ist das zum Teil wiederholte Erlebnis von Krisen, Zusammenbrüchen und Katastrophen, kurz: der Verlust des Schicksals. Als die Bundesrepublik den Trümmern des Zweiten Weltkriegs entstieg, saßen Männer und Frauen in den Schaltzentralen der Macht, die elementare Prägungen ihrer Persönlichkeit in extremen Zeiten erfahren hatten. Manche von ihnen hatten noch im wilhelminischen Kaiserreich das Licht der Welt erblickt, waren in einer konstitutionellen Monarchie mit Fürsten, Königen und einem Kaiser an der Spitze aufgewachsen und erzogen worden. Andere hatten den Ersten Weltkrieg erlebt – entweder im „Stahlgewitter“ des Massensterbens an den verschiedenen Fronten Europas oder in Form von Leid und Entbehrung in der hungernden Heimat.

Diesen schrecklichen Eindrücken folgten der Revolutionswinter 1918/19, die Flucht des Kaisers, die

blutigen Straßenschlachten in Berlin, im Ruhrgebiet und in Thüringen, der Kapp- und der Hitler-Putsch, jeweils ebenfalls verbunden mit großem Aufruhr. Sie erlebten die Hyperinflation, in der Stunde für Stunde der Wert des Geldes sank und sich absurde Papiergeldberge anhäuften, ehe die mühsam zusammengetragenen Ersparnisse mit einem Mal wertlos waren. Dann kam die nationalsozialistische Machtergreifung, die NS-Diktatur, ehe der Zweite Weltkrieg begann.

Wer um das Jahr 1900 geboren und in der Bundesrepublik Politiker wurde, hatte somit in nicht weniger als vier politischen Systemen gelebt und dies unter vier verschiedenen Varianten des Staatsoberhauptes: Kaiser, Reichspräsident, „Führer“ und Bundespräsident. Er hatte zwei Weltkriege gesehen, Fronteinsätze, Bombennächte, Gefangenschaft oder Konzentrationslager überlebt und insgesamt drastischere Erfahrungen gemacht als lange Zeit irgendeine Generation davor oder danach.

Auch wer etwas später geboren wurde, hatte dramatische Erlebnisse erfahren, erfahren müssen. Helmut Schmidt zum Beispiel: Noch vor dem Krieg zum Wehrdienst rekrutiert, verbringt er insgesamt achteinhalb Jahre in Uniform, ehe er wieder ins Zivilleben zurückkehrt; er erlebt den preußischen Kasernendruck, exerziert, salutiert, kämpft; mit der Wehrmacht eilt er in den ersten Kriegsjahren von Sieg zu Sieg, steigt zum Offizier auf. Im August 1941 an die

Ostfront versetzt, wird er mit seiner Flak-Batterie in einem Kessel nahe Leningrad eingeschlossen. In der klirrenden Kälte des Winters 1941/42 nimmt er am Rückzug teil, bei dem Mensch und Material gefrieren. Schmidt sieht Orte, die in lichterlohen Flammen stehen, die Straßen gesäumt von verbrannten Kadavern. Er verarztet verwundete Kameraden, die unter ihren Schmerzen nur noch schrille Schreie ausstoßen. 1944 muss er die innere Auseinandersetzung austragen, ob es mit seinem Verständnis von Eid und Vaterlandsliebe vereinbar ist, eine zu wahnsinnigen Entscheidungen fähige Führung gewaltsam zu beseitigen – und welche Aussicht eine neue, auf die Schnelle improvisierte Führung hat, einen für Deutschland annehmlichen Kriegsausgang zu erreichen.

Vertieft wird dieser Konflikt durch den Schauprozess im Volksgerichtshof, zu dem Schmidt als zu belehrender Zuschauer abkommandiert wird und wo er den beklemmenden Kampf der todgeweihten Widerständler mitverfolgt. Von einem fanatischen Offizier wegen diverser Lästereien über Göring und die „Braunen“ denunziert, steht Schmidt unversehens unter dem in den letzten Kriegsmonaten lebensbedrohlichen Verdacht der „Wehrkraftzersetzung“ und bangt um Kopf und Kragen. Anschließend gerät er in alliierte Kriegsgefangenschaft, bedrückt von der Ungewissheit über das eigene Schicksal.

Schmidt steht stellvertretend für all jene, die in ihren feldgrauen Offiziersmänteln durch schneebedeckte Schlachtfelder stapften, durch Blutpfützen wateten, sterbende Kameraden in ihren Armen hielten, Gefallene begruben, deren Überbleibsel nicht selten kaum mehr als Torsos waren, die sich monate- oder gar jahrelang in tödlichen Kampfgebieten aufhielten, in denen sie sich von Kommissbrot und Suppe ernährten und währenddessen um das Schicksal der in der Heimat vom Bombenkrieg heimgesuchten Angehörigen bangten, die Zeugen grausamer Verbrechen und unvorstellbarer Gewalt wurden. Nach der Kapitulation bezogen sie spärliches Quartier in einem Gefangenenlager, ehe sie als erschöpfte Kämpen in ihre Heimatstädte zurückkehrten, die die alliierten Feuerstürme hinweggefegt und als Trümmerlandschaft zurückgelassen hatten. Sie verlebten ihre Jugend in einer Zeit, in der Tapferkeit vor dem Feind, der Nachweis von Härte und Stärke wesentliche Bestandteile des Männlichkeitsideals waren.

Auch Helmut Kohl, wenngleich noch einmal fast zwölf Jahre jünger als der 1918 geborene Schmidt, hatte eine erlebnisreiche Jugend und kannte noch in vielerlei Hinsicht andere Zeiten: Dem jungen Kohl widerfahren gewaltsame Erziehungsmaßnahmen, mit Prügel vom Schulrektor und gelegentlich auch von den Eltern. Doch in freier Natur besteht er mit seiner Bande kleine Abenteuer und liebt und

liest mit Begeisterung Karl-May-Geschichten. Dann bricht der Krieg aus. Die meiste Zeit bis zum Zusammenbruch des NS-Regimes verbringt Kohl in der Hitler-Jugend, geprägt von Fahnenappellen und Exerzieren. Wie viele seiner Zeitgenossen durchlebt er die Bombennächte, im September 1943 sieht er seine Heimatstadt Ludwigshafen in Trümmern, dem Erdboden gleichgemacht. Auch der Soldatentod von Angehörigen bleibt ihm nicht erspart, im Herbst 1944 stirbt sein Bruder bei einem Tieffliegerangriff.

Die Kohls ernähren sich in diesen Notzeiten von Gemüse und Obst aus dem eigenen Garten und schlachten ihre Stallhasen. Am „Volksempfänger“ hören sie Wehrmachtsberichte und „Führer“-Reden, zunächst die Siegesmeldungen, dann die Durchhalteparolen. Und weiterhin die unablässigen Fliegerangriffe. Kohl erlebt verrohte Zeiten, muss im Schülerlöschtrupp die Überbleibsel der Bombennächte aufräumen. Neben Schutt und Trümmern gehören dazu auch die verbrannten oder erstickten Bombenopfer. In den letzten Kriegstagen, Kohl ist 15 Jahre alt, erhält sein Jungvolk-Zug den Auftrag, mit speziellen Substanzen das Berchtesgadener Tal zu vernebeln – als Vorbereitung für den vermeintlich bevorstehenden Endkampf in der „Alpenfestung“, die es eigentlich gar nicht gab. Kohl, der sich fern von zuhause in einem Wehrrertüchtigungslager befindet, weiß nicht, ob